Der Weg ins Leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Lilius, Charlotte**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 40

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649832

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS

3. FORTSETZUNG

Gegen Abend ging sie in den Stall, um die Ziege zu melken, dann setzte sie sich auf die Bank vor der Hütte. Diesen Weg mussten sie zurückkommen, einen andern gab es nicht. Die Finsternis sank herab, die ersten Sterne entzündeten sich bereits am dunklen Firmament, aber noch immer sah und hörte Cecilia nichts von denen, die sie erwartete. Das Stimmengewirr vom Dorfe her war allmählich verstummt; das Postauto hatte einen Teil der auswärtigen Gäste wegbefördert, andere waren später zu Fuss abgezogen. Morgen würde alles wieder beim alten sein. Die Frauen würden die Wäsche am Brunnen waschen und die Polenta im Kamin kochen, die Männer ihrer Arbeit nachgehen und die Kinder in den Gassen spielen und tollen. Alles würde sein wie immer, jawohl, und doch lagen drei Häuser in Ruinen, auf dem Friedhof waren eine Menge neuer Gräber aufgeworfen und sie, Cecilia, war verändert für immer. Das wusste sie mit Bestimmtheit, denn seit jenem Abend, da sie mit Felice am Kamin in ihrer Hütte gesessen, wusste sie etwas, das sie zuvor nur geahnt, nämlich, dass sie — liebte. Und heute wiederum hatte sie etwas anderes erkannt: dass diese Liebe hoffnungslos war. Und obgleich es ihr bitter weh tat, konnte sie nicht unterlassen, den Schmerz immer wieder zu schüren und zu denken: wie unverwandt hat er Francesca während des Begräbnisses angeschaut! Obgleich, oder vielleicht gerade weil sie ihren Schmerz dadurch nährte, wartete sie getreulich auf die Rückkehr der beiden, die an ihrem Hause vorüberkommen mussten. Ihr war, als müsste sie noch einmal ihre Gesichter sehen, um darin das zu lesen, was sie vor allem befürchtete: die Bestätigung ihrer schlimmsten Ahnungen. Francesca und Felice ... Ja, war das nicht immer so gewesen? Hatten die beiden nicht schon als Kinder stets zusammen gespielt und war er nicht später als Erwachsener immer hinter ihr her gewesen?

Cecilia faltete die Hände im Schosse und blickte vor sich hin. «Lieber Gott», betete sie leise, «was immer geschehen mag, mach ihn glücklich.» Sie dachte in diesem Augenblick nicht mehr an sich, sondern nur an ihn. Denn Cecilia liebte Felice mit jener wahren Liebe, die zu jeder Selbstaufopferung fähig ist, wenn es um das Glück des Geliebten geht.

Francesca und Felice hatten sich indessen immer weiter vom Dorfe entfernt. Steil und steinig schlängelte sich der Pfad den Berg empor. Von dem vielen Regen war er aufgeweicht und schlüpfrig, so dass Felice seine Begleiterin wiederholt stützen musste, damit sie nicht abrutschte. Nach einer halben Stunde mühsamen Kletterns vernahmen sie das Rauschen des Wildbaches, der hier in einen Wasserfall überging, der sich mit Donner und Getöse in die tiefer liegende Schlucht hinunterstürzte, um dann von dort über Felsblöcke, Geröll und Strünke weiterschäumend, allmählich in ein ruhigeres Gewässer sich zu wandeln. An der Stelle, wo Francesca und Felice Halt machten, kochten und brodelten, zischten und fauchten die Strudel und der weisse Gischt spritzte bis zu ihnen empor.

«Komm», sagte er und zog sie neben sich nieder auf einen Stein, der dicht am Abgrund zwischen Baumstämmen und Moospolstern emporragte. Das Tosen der Wasser war so gewaltig, dass sie schreien mussten, um einander zu verstehen. Wieder griff er nach Francescas Hand, und sie liess ihn gewähren. Ein freudiges Gefühl durchrieselte ihn. Früher hätte sie das nicht gestattet. Sie ist irgendwie verwandelt, dachte er. Vielleicht hat die Fremde sie weicher gemacht, vielleicht ist es das Unglück, das sie umgestimmt hat.

«Nun sind wir ganz allein», sagte er.

«Ja», nickte sie, «die andern sind alle im Dorf geblieben.»

«So habe ich es nicht gemeint», erklärte er. «Ich meinte, wir seien allein auf der Welt, ohne Eltern und Geschwister.»

Darauf erwiderte sie nichts. Er drückte ihre Hand fester, lockerte dann den Griff und spielte mit ihren Fingern. Eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen. Er packte einen Stein und schleuderte ihn in die Strudel, wo er sofort verschwand. Dann riss er einen Ast von dem Busch, der neben ihnen wuchs und warf ihn hinab. Sie sahen zu, wie er sich im Kreise drehte und wirbelte, bis die Wellen ihn endlich davontrugen.

Nach einer Weile springt Francesca auf. Erschrocken blickt er sie an. Will sie schon ins Dorf zurück? Er hat ja noch gar keine Gelegenheit gehabt, sich mit ihr auszusprechen.

«Klettern wir zur Kapelle hinauf», schlägt sie vor und er willigt sofort ein. Immer steiler schlängelt sich der Pfad durch Kastanienwälder. Unter den Bäumen liegen noch vereinzelte der stachligen Früchte, die niemand aufgehoben hat. Felice bückt sich danach und müht sich, die stachlige, grüne Hülle abzuschälen, wobei er sich tüchtig in die Finger sticht. Francesca sieht ihm wortlos zu. Wenn er eine gute Kastanie findet, steckt er sie in die Tasche, die faulen und wurmstichigen schleudert er beiseite.

«Es ist wie im Leben», meint er auf einmal. «Man müht und quält sich ab und reisst sich dabei blutige Wunden, nur um zuweilen, wenn man glaubt einen Schatz gefunden zu haben, auf Fäulnis und Wurmstichigkeit zu stossen. Andere Male stösst man zum Glück auf Frisches und Wertvolles.»

Erstaunt blickt Francesca ihn an: woher mag er bloss solche Gedanken nehmen? «Du spinnst ja», meint sie mit einem leichten Anflug von Ironie.

«So, meinst du?» Sein Tonfall klingt ein wenig enttäuscht. «Ich habe allerdings oft über das Leben und die Menschen nachgedacht. Vielleicht ist das dumm von mir.»

«Ich weiss nicht», lacht sie. «Ich nehme das Leben wie es kommt, das heisst, ich versuche, das Beste daraus herauszuholen.»

«Und gelingt es dir?»

«Es ist schön dort unten, wo ich arbeite», entgegnet sie statt einer direkten Antwort. «Es gibt so viel mehr Abwechslung als hier oben. Und doch ist es ja kein grosser Ort, aber er liegt an der Grenze, und es fahren täglich eine Menge Züge durch, die eine nach Norden, die anderen nach Süden, und alle sind voller Menschen. Ich beneide alle die reisen dürfen. Ich sehne mich nach der grossen Stadt.»

«Auch jetzt noch?» fragt er, «nach dem was geschehen ist?»

«Jetzt erst recht», bestätigt sie. «Hier würde ich es nicht mehr aushalten.»

Ein Schatten huscht über sein Gesicht. Ihre Worte haben ihm einen Stoss versetzt, trotzdem will er sich an seine Hoffnung klammern. Vielleicht hat sie es nicht so ernst gemeint, vielleicht wollte sie auch nur sagen, dass sie es nicht als keine hier oben aushalten würde. Das versteht er gut; er selbst möchte auch nicht allein sein. Eben darum wollte er sie ja fragen. Aber er fürchtet sich vor ihrer Antwort. Sie wirkt so zurückhaltend, so stolz, ganz anders als Cecilia. Die würde sofort ja sagen. Er aber liebt sie nicht ... jedenfalls nicht genug ... nicht wie er Francesca liebt.

Mittlerweile sind sie bei der Kapelle angelangt. Er lässt sich auf die Stufen davor nieder, und Francesca nimmt Platz neben ihm. Hier, von der Höhe, geniessen sie eine weite Aussicht bis in die lombardische Ebene hinunter.

«Dort», meint Francesca, mit der Hand nach Süden weisend, «liegt Mailand. Dorthin möchte ich. Du nicht auch?»

Er schüttelte den Kopf. «Mir gefällt es besser hier oben in den Bergen.»

«Du beabsichtigst doch nicht hier zu bleiben?» fragt sie erstaunt. «Was wolltest du hier anfangen?»

«Ich möchte ein neues Haus bauen, meinen Weinberg und meine Maisfelder bepflanzen.»

«Ein richtiger Bauer also», lacht sie und zuckt ein wenig überlegen die Schultern.

«Und du?» fragt er, ihr gespannt ins Gesicht blickend.

«Ich? Habe ich das nicht bereits verraten? Ich möchte nach Mailand gehen.»

«Und was würdest du dort beginnen? Du kennst ja keinen Menschen dort.»

«O, ich würde bestimmt Arbeit finden. In einem Café oder in einem Geschäft.»

«Wenn du aber keine fändest?»

«Ach was! du willst mir bloss Angst machen. Aber es gelingt dir nicht. Ich lasse mich nicht so leicht von meinen Plänen abbringen.»

«Du denkst doch nicht im Ernst daran, zu gehen?»

«Gewiss.»

«Francesca . . .» Er hatte einen Grashalm abgerissen und drehte ihn hilflos zwischen den Fingern.

«Ja?»

«Ich möchte dich etwas fragen, aber ich weiss nicht . . .»

«Was weisst du nicht?»

«Ob du mich gern hast?» So, nun war es heraus. Ganz erschrocken ob seiner Dreistigkeit, blickt er sie an.

Ein Lächeln huscht um ihre Lippen. «Natürlich habe ich dich gern.»

«So gern», fragte er, «dass du mein Leben teilen wolltest?»

«Vorausgesetzt, dass wir nach Mailand gehen, ja.»

Er runzelt die Brauen: «Soll das eine Bedingung sein?»

«Ja.»

«Hier im Dorfe würdest du also nicht mit mir bleiben wollen?»

«Nein.»

«Auf keinen Fall?»

«Auf keinen Fall. Du kannst es dir ja überlegen», fügt sie hinzu. «Wenn du mich wirklich liebst, wird es dir nichts ausmachen, ein Dorf, in dem du doch niemanden mehr hast, zu verlassen.»

«Ich könnte wohl den Spiess umdrehen und sagen, wenn du mich liebst, wird es dir nichts ausmachen, auf eine Stadt, die du überhaupt nicht kennst, zu verzichten.»

Sie erhebt sich rasch und tritt an die Brüstung des Mäuerleins, das die Kapelle umgibt. Sehnsüchtig reckt sie die Arme, wie ein Vogel seine Flügel ausbreitet.

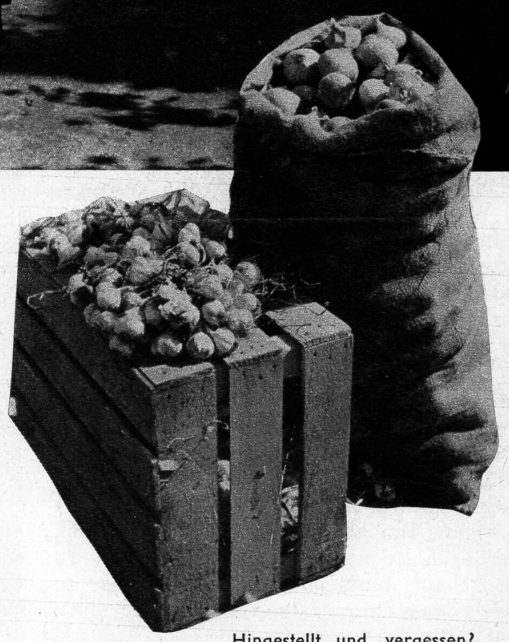
«In meinen Adern fliesst das Blut meines

Gesamtansicht vom Markt in Vevey

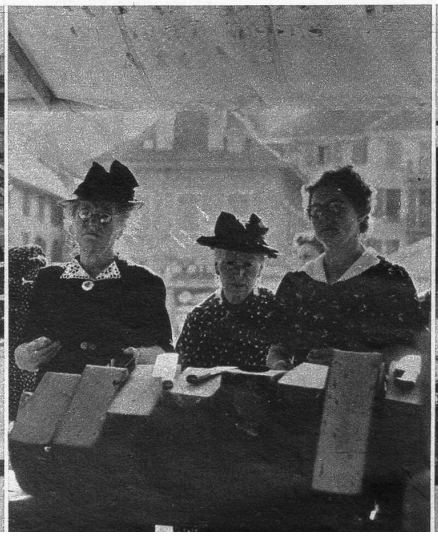
MARKT in VEVEY

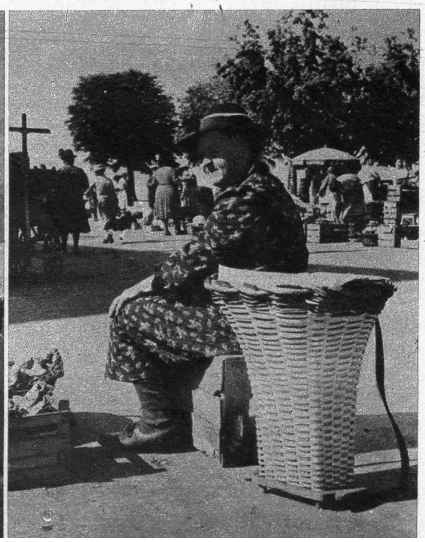
Märkte gibt es überall, doch keiner ist dem andern gleich. Viele sind monoton, doch Vevey macht eine rühmliche Ausnahme. Es ist ein einzigartiger Anblick, wenn man durch die schmalen, belebten Gassen plötzlich auf den riesigen «Place du Marché» kommt, wo sich 2mal wöchentlich der Markt abspielt. Lustig, lebhaft und laut, richtig «welsch» geht es zu und her. Halb Vevey trifft sich an diesem Orte, wo sich die Händler im Anbieten ihrer Ware zu übertrumpfen suchen. Heiss brennt die Sonne, doch ein erfrischender Seewind bringt angenehme Kühlung, denn der «Grande Place» oder «Place du Marché» grenzt direkt an den See

(Photoreportage: Martin Glaus)



Hingestellt und vergessen? Oh nein, bald werden diese Zwiebeln in einer Marktasche weggetragen





Links aussen:
Prüfend überwacht der Kleine den Einkauf der Mutter

Links Mitte:
Wer ist zuerst an der Reihe?

Links:
Schmunzelnd erwartet sie ihre Kundschaft

Grossvaters», meint sie. «Die Sehnsucht brennt darin und lässt mir keine Ruhe. Wenn ich einmal alt und lebensmüde sein werde, kann ich mich in meinem Dorf zur Ruhe setzen. Vorerst aber will ich etwas von der Welt sehen. Und jetzt lass uns den Heimweg antreten. Es beginnt bereits zu dunkeln.»

Er schob den Arm unter den ihrigen, um sie bei dem schlüpfrigen Abstieg zu stützen. Dabei spürte er die Wärme ihres Körpers, und sein Verlangen nach ihr wuchs noch mehr. Ihre Worte aber wollten ihm nicht aus dem Sinn. Mailand, dachte er, Mailand. Natürlich würde auch er dort Arbeit finden, er war ja gelernter Maurer, für die gibt es immer zu tun. Er war jung, gesund und stark. Aber er hatte eigentlich nie an die Möglichkeit gedacht, die Heimat ganz zu verlassen. Der Gedanke an die Fremde flösste ihm geradezu Angst ein. Natürlich konnte er dies nicht offen eingestehen, Francesca würde ihn zweifellos verhöhnen. Er, ein Bursche, klebte an der heimatlichen Scholle, während sie sich in die Fremde sehnte. Eine verkehrte Welt, das musste er zugeben und konnte doch nichts für sein Empfinden. Ob er sich jemals in einer Grossstadt zurechtfinden würde? Wie, wenn er dort unterginge? Wenn es ihm wie einst Francescas Grossvater erginge? Anderseits konnte er sich das Leben ohne Francesca überhaupt nicht mehr vorvorstellen. War sie nicht immer die eigentliche Triebfeder für all sein Tun und Lassen gewesen? Hatte er nicht stets im Unterbewusstsein ihr Bild mit sich herumgetragen? Cecilia? Bah! das war ein Wahn gewesen, ein Wahn, der ihn in den letzten paar traurigen Tagen gepackt und erfüllt hatte. Er hatte sich eingebildet, bei Cecilia das Glück finden zu können, das nur Francesca allein ihm zu bieten vermochte. Kaum war sie wieder aufgetaucht, so hatte es ihn mit der ganzen Wucht plötzlich hervorbrechender Gefühle gepackt. Hatte er nicht beinah etwas wie Befriedigung empfunden, als er sie am Grabe ihrer Eltern und Geschwister knien sah? Nun war sie allein auf der Welt, ihr Elternhaus war zerstört, also würde sie eher ja sagen. Ein hässliches Gefühl seinerseits, aber es hatte nichts mit Schadenfreude zu tun gehabt, bloss mit der Genugtuung, zu wissen, dass ihre jetzige Lage sie eher dazu bewegen würde, ja zu sagen. Er besass immer noch viel mehr als sie .. war eine gute Partie. Fast schämte er sich dieses Gedankens, der jedoch nur seiner heissen Sehnsucht nach Francesca entsprungen war. Nun hatte sie zwar ja gesagt, an dieses Ja aber eine Bedingung geknüpft, die zu erfüllen er sich fürchtete. «Wenn du mich liebst ...» hatte sie gesagt. Er zweifelte keinen Augenblick daran, dass er sie wirklich liebte ... dennoch zögerte er. «Du kannst es dir ja noch überlegen», hatte sie hinzugefügt. Für gewöhnlich ist es das Mädchen, das Bedenkzeit braucht. Bei ihm war es eben anders: er war ein trotz äusserer Kraft und Muskelstärke schüchterner, unentschlossener Mensch. Instinktiv fühlte er in diesem Augenblick, dass Francesca die Stärkere war. Dennoch schreckte ihn diese Ahnung nicht ab. Er besass sehnige Arme und breite Schultern, einen kräftigen Körper, aber seine Seele war die eines Hörigen.

Wohl sprachen sie auf dem Heimweg nicht mehr über das, was er ihr oben bei der Kapelle gestanden hatte, aber seine Gedanken kreisten ununterbrochen darum. Stumm gingen sie neben einander her, er hielt seinen Arm noch unter dem ihren und liess sie auch nicht los, als sie an Theresas Hütte vorüberkamen, vor der er eine Gestalt im Dunkeln kauern sah ...

Drei Tage nach dem Begräbnis zog Francesca wieder fort. Am liebsten hätte Felice sie begleitet, doch musste er zurückbleiben. Es waren noch eine Menge Dinge zu ordnen. Im übrigen wusste er auch nicht, wohin er eigentlich hätte gehen sollen. Nur eines wusste er: dass er möglichst bald in Francescas Nähe gelangen wollte.

Er begleitete sie ein Stück Wegs, und, nachdem sie sich mit einem «Auf baldiges Wiedersehen!» getrennt, stand er noch lange da und winkte ihr nach. Zuweilen drehte sie sich um und schwenkte ihr Tuch zum Gruss. Sie ging raschen, elastischen Schrittes mit ihrem leicht wiegenden Gang. Noch lange konnte er sie sehen: immer kleiner und kleiner wurde ihre Gestalt, die bald nur noch wie ein winziges Pünktchen erschien, um alsdann endgültig an einer Strassenbiegung zu verschwinden.

Die Hände auf dem Rücken, stieg Felice wieder zum Dorf hinauf. Kaum, dass Francesca seinen Blicken entschwunden war, packte ihn eine seltsame Unruhe. Es war, als wäre ein Stück von ihm verloren gegangen, als hätte die Fortziehende einen Teil von ihm mitgenommen. Er fühlte sich plötzlich so merkwürdig leer und haltlos. Erst jetzt ging ihm eigentlich richtig auf, was er durch das Unglück verloren: Vater, Mutter und Elternhaus. Er war allein und verlassen. Niemand würde sich um ihn kümmern ... Niemand? Als er am Brunnen vorüberschritt, sah er Cecilia mit aufgekrempelten Aermeln Wäsche schwemmen.

«Kann ich dir helfen?» fragte er und machte einen Schritt auf sie zu.

Erstaunt blickte sie auf: «Dazu brauche ich keine Hilfe», und, wie sie sein verstörtes Gesicht sah: «Willst du nachher zu uns herüberkommen?» Beinahe schämte sie sich der Einladung, aber er sah wirklich aus, als brauchte er Trost und Zuspruch.

Dennoch schüttelte er den Kopf: «Ich habe zu tun.»

Eine feine Röte stieg in des Mädchens Gesicht. Ihr war, als hätte sie sich feilgeboten. «Gut», sagte sie kurz, «ich will dich nicht aufhalten.» Sie drehte ihm den Rükken und wandte sich wieder ihrer Wäsche zu.

Er hatte das Gefühl, sie unnütz beleidigt zu haben und hätte ihr gern ein gutes Wort gegeben. Aber er fand keines, es war, als hätte Francesca sie alle mitgenommen. Also schritt er wortlos weiter durch die Hauptgasse des Dorfes. Seine Schritte hallten auf dem holprigen Pflaster; hinter den Fensterscheiben standen neugierige Weiber und blickten ihm nach.

Dieselben Augen verfolgten auch Cecilia, als sie eine halbe Stunde später mit der Wäsche vom Brunnen heimwärts schritt. Was sie aber zum Glück nicht sehen konnten, waren die Tränen, die diese heimlich in ihrer Kammer vergoss und zwar in derselben Kammer, in der einst Theresa sich die Augen über Riccardos Treulosigkeit ausgeweint hatte.

III

Ein reger Betrieb herrscht in der Bar, wo Francesca hinter der Theke steht und die Gläser voll schenkt. Es ist ein enger Raum mit wenigen Tischen, die rasch besetzt werden, besonders seit sie da ist, denn ihr Ruf ist bald genug durch den Ort gegangen, und von allen Seiten strömen die Burschen hinzu, um die hübsche Barmaid zu bewundern, ihr Komplimente zu machen und mit ihr zu schäkern. Francesca ist nicht bloss wegen ihres Aeussern, sondern auch wegen ihrer Schlagfertigkeit berühmt. Ihre Antworten setzen wie blitzschnelle Florettstösse ein, und ihr Lachen klingt hell und erfrischend. Der Wirt hat einen guten Wurf getan, indem er sie engagierte; seine Bar ist weit und breit bekannt geworden, und der Umsatz hat sich verdoppelt, seit Francesca mit ihrem schelmischen Lächeln die Kunden bedient. Andere Gastwirte haben sie ihm bereits abtrünnig machen wollen, aber es ist ihnen bisher nicht gelungen. Dennoch wartet er angstvoll auf den Tag, da dies eintreffen wird und tut inzwischen sein Möglichstes, um das Mädchen an seine Bar zu fesseln. Francesca kann sich wahrlich nicht beklagen: sie wird nicht bloss gut behandelt, sondern geradezu verwöhnt und verhätschelt und fühlt sich wohl dabei. Zuweilen denkt sie noch an die Osteria ihres Vaters, wo sie als halbwüchsiges Kind hie und da den Männern Wein mit Brot und Käse, oder Wurst servierte. Dabei hatte der Vater sie nie verzärtelt, nicht einmal ein Lob hatte er ihr jemals gespendet: für ihn waren Frau wie Kinder eben nichts als Arbeitstiere gewesen. Zwar hatte er vor ihr stets einen gewissen Respekt gehegt: sie brauchte ihn bloss anzusehen, und schon sank die erhobene Hand herab, während sie auf die anderen hemmungslos niederzusausen pflegte.

Jetzt ruhen sie alle im Grab, während sie, Francesca, hier steht, lacht und plaudert und sich den Hof machen lässt. Anfangs hatte sie es nicht recht begreifen können, dass sie nun wirklich ganz allein in der Welt stand und kein Heim mehr besass, in das sie hätte zurückkehren können, falls sie Lust dazu verspürt hätte. Dann hatte sie sich verhältnismässig rasch mit dem Gedanken abgefunden. Schliesslich hatte sie sich ja doch nie recht daheim gefühlt in der Osteria. Der Vater war ihr — wenn sie auch keine eigentliche Angst vor ihm empfand — stets ein wenig unheimlich gewesen; die Mutter hatte sie mehr bedauert als geliebt; Fausto, den ältesten Bruder, hatte sie beinahe verachtet wegen seiner Unterwürfigkeit dem Vater gegenüber, und die kleinen Geschwister schliesslich hatten ihr mehr Arbeit als Freude bereitet, musste sie als die Aelteste sich ihrer doch stets annehmen. Francesca vermochte somit keine rechte Trauer beim Gedanken an ihren Verlust zu empfinden, aber die Erkenntnis, wie rasch der Tod eine ganze Familie vernichten kann, hatte sie dennoch erschüttert.

(Fortsetzung folgt)